

Rezensionen = Comptes rendus

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse**

Band (Jahr): **67 (1973)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REZENSIONEN – COMPTES RENDUS

Helmut Maurer, Konstanz als ottonischer Bischofssitz. Zum Selbstverständnis geistlichen Fürstentums im 10. Jahrhundert. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1973. 99 S., 9 Abb. und eine Faltkarte (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 39 / Studien zur Germania Sacra, Bd. 12).

Der Vf. – Oberarchivrat am Stadtarchiv Konstanz – will in dieser eindringlichen Studie nach seinen eigenen Worten einen Beitrag zur Ideengeschichte des ottonischen Reichsepiskopates am Beispiel der Bischöfe von Konstanz leisten und zugleich einen Versuch zur Geschichte der mittelalterlichen Stadtidee wagen. Konkret bedeutet dies, die Leistungen, insbesondere die Bautätigkeit der drei bedeutendsten Konstanzer Bischöfe des 10. Jhs. – Salomons III. (890–919), Konrads d. Heiligen (934–975) und Gebhards d. Heiligen (979–995) – zu beleuchten und sie in einen gegenseitigen Sinnzusammenhang zu stellen. Die Fakten sind mehr oder weniger bekannt: durch seine Stellung am Königshof als Notar, Kapellan und schließlich Kanzler hat Salomon seinen Bischofssitz Konstanz viel stärker, als es bis anhin geschehen war, in das Bewußtsein des Herrscherhofes gerückt und ihn augenfällig zu einer Pfalz ausgebaut. In diesem Sinn erhöhte er den Glanz seiner Bischofskirche einerseits durch die Übertragung der Pelagiusreliquien und durch das dafür angelegte «Heiligengrab» in der Krypta (nach den Ausführungen Maurers dürfte nun die Translatio durch Salomon gesichert sein) und andererseits durch die Verlegung einer Chorherrengemeinschaft aus dem thurgauischen Salmsach an die alte, vor den Mauern des Bischofsitzes gelegene Stephanskirche. Bisch. Konrad seinerseits gründete in Konstanz die Kirchen St. Mauritius (Chorherrenstift) – eine Rundkirche in der Nachfolge der Heilig-Grabkirchen, in die er eine spätantike Constantius-Inschrift einmauern ließ –, St. Johann mit den Patrozinien des Täufers und des Evangelisten, wobei das der Lateranbasilika in Rom angefügte Baptisterium als geistiges Vorbild gedient haben dürfte, und St. Paul foris murum civitatis. Vielleicht hat Konrad auch das Spital gegründet. Bisch. Gebhard schließlich hat jenseits des Rheines das Kloster St. Gregor (Petershausen) gegründet in bewußter Nachahmung von Alt-St. Peter in Rom. Nimmt man dazu, daß die der Maria geweihte Bischofskirche mit Santa Maria Maggiore verglichen werden kann, so repräsentiert das ottonische Konstanz alle fünf Patriarchalkirchen Roms. Diese bewußte Nachahmung der römischen Kirchen, welche

sich auch in andern Städten nachweisen läßt und die der Vf. mit literarisch-liturgischen Quellen untermauert, dürfte für die ottonische Zeit einen wichtigeren Kristallisationspunkt für die Stadtwerdung dargestellt haben als der Markt und die mit ihm verbundene Kaufmannssiedlung. PASCAL LADNER

Dietrich W. H. Schwarz, Die Kultur der Schweiz. Zürich, Verlag Berichtshaus 1967, 408 S., 254 Abbildungen und 4 Farbtafeln. Lizenzsonderausgabe aus der Reihe «Handbuch der Kulturgeschichte», Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Frankfurt a. M. 1967.

«Wenn im Handbuch der Kulturgeschichte ein eigener Band der Schweiz gewidmet wird, so spiegelt sich darin eine neuere Auffassung: daß es nämlich eine schweizerische Kultur gibt. Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts hätte man dies in weitesten Kreisen verneint.» Mit diesen Sätzen leitet Schwarz sein mit großer Sachkenntnis geschriebenes Buch ein, das für die früheren Epochen zeigen soll, «welchen Anteil das schweizerische Gebiet an der allgemeinen Kulturentwicklung hat, was es an bedeutenden Leistungen dazu beitrug». Für die Zeit vom 15. Jahrhundert an «ist die Herausbildung typischer Züge schweizerischer Kultur zu verfolgen» (S. v.). Insgesamt ein hochgestecktes Ziel, zumal Verf., entsprechend der Anlage des «Handbuchs der Kulturgeschichte», einen breiteren Leserkreis nicht überfordern kann, die kritische Fachwelt aber mit seinem im Umfang beschränkten, jedoch von der Älteren Steinzeit bis zur Gegenwart reichenden Werk nicht enttäuschen soll. Wenn man auch hie und da Akzente gern anders verteilt, die nicht alemannische Schweiz stärker berücksichtigt gesehen hätte, muß anerkannt werden, daß es Schwarz gelungen ist, viele Dinge und viele Wünsche glücklich unter einen Hut zu bringen. Es liegt in der Natur der Sache, daß einige Bereiche und Epochen der Kulturgeschichte ausführlicher, andere knapper oder weniger glücklich als erwartet abgehandelt sind. Zu kurz gekommen scheint mir das «Zeitalter der Aufklärung» (S. 272–304), kulturgeschichtlich wenig begründet ein besonderes, kleines Kapitel «Revolution und Napoleonische Zeit» (S. 304–315), dagegen mit am besten geraten das «Spätmittelalter – die Zeit der Bildung und Festigung der Eidgenossenschaft» (S. 103–172). Ausgezeichnet sind Auswahl und Reproduktion der zahlreichen Illustrationen. Eine ausgewählte etwas knappe Bibliographie und ein zuverlässiges Register beschließen diese erste umfassende bis in die Gegenwart reichende Kulturgeschichte der Schweiz. HERIBERT RAAB

André Chèvre, Lucelle. Histoire d'une ancienne abbaye cistercienne. Delémont, Editions de la Bibliothèque Jurassienne, 1973. (Bibliothèque Jurassienne, N° 8).

C'est la première fois que paraît une étude approfondie d'ensemble sur l'abbaye de Lucelle. Elle est due à la plume alerte de M. l'abbé André Chèvre, curé de Pleigne et historien renommé, bien connu des lecteurs de cette Revue.

L'histoire de Lucelle est fascinante. Fondée en 1124, douze ans après

l'arrivée de S. Bernard et de ses compagnons à Cîteaux, comme vingt-troisième fondation de l'Ordre naissant, fille de Bellevaux et donc dans le sillage de Morimond, l'une des quatre «aînées» de Cîteaux, Lucelle en ses débuts connaît la ferveur et la prospérité des grandes abbayes cisterciennes. Le XII^e siècle est l'âge d'or de son histoire: elle va compter jusqu'à 200 religieux et fonder 7 autres monastères: Neubourg, Lieucroissant, Kaisheim, Salem (fille la plus célèbre qui comptera jusqu'à 285 membres et fondera, entre autres, l'abbaye argovienne de Wettingen), Pairis, Frienisberg, Saint-Urbain près de Lucerne. Mais, géographiquement située à un endroit particulièrement critique, à cheval sur deux frontières politiques et linguistiques, Lucelle devra faire face à de nombreuses épreuves, tant internes qu'externes: guerres des comtes locaux de Ferrette (1220–1230), grave crise intérieure en 1338, fléau des Gougler (1375–1376), division au sein même de l'Ordre lors du grand schisme d'Occident, fuite devant les Armagnacs (1444), pillage par les Suisses durant les guerres de Souabe (1499), dévastation totale par les paysans révoltés en 1525, relâchement et insoumission après le Concile de Trente, désertion de l'abbaye devant la menace des Suédois durant la guerre de Trente ans et sa mise à sac par les bernois en 1638, incendie en 1699, difficultés avec le roi de France et le prince-évêque de Bâle au XVIII^e siècle, enfin sécularisation de l'abbaye en 1790 et départ définitif des religieux le 22 septembre 1792.

Mais ces 768 ans d'existence n'ont pas que des côtés sombres. Et l'auteur fait revivre d'une façon très attrayante la vie tant intérieure qu'extérieure de l'abbaye, son rôle spirituel et pastoral, son organisation économique et sociale, son niveau culturel. Parmi les abbés, signalons, après les fondateurs, les grandes figures de Wezelo (1185–1190), qui meurt à la 3^e croisade, Conrad Holzacher (1409–1443), qui participe aux Conciles de Constance et de Bâle, Thiébaud Hillweg de Thann (1495–1532), considéré parfois comme second fondateur, qui sauve Lucelle de la Réforme, Bernardin Buchinger (1654–1673), qui ramène les moines à Lucelle en 1657 et laisse des ouvrages historiques, Pierre Tanner (1677–1702), continuellement en procès avec son entourage. Nicolas Antoine de Reynold, ancien abbé d'Hauterive (1703–1708), qui reconstruit l'abbaye et enfin Nicolas Delfis (1708–1751), soucieux de promouvoir les études théologiques.

Basé sur des sources de première main que l'auteur traite en maître et typographiquement très bien présenté, cet ouvrage contentera aussi bien les chercheurs scientifiques que tous ceux qui voudront connaître le riche passé de cette abbaye du Jura. A une époque où ce pays prend davantage conscience de son caractère autochtone et de la valeur de son patrimoine religieux, littéraire ou artistique, ce nouveau volume de la Collection de la Bibliothèque Jurassienne (où l'auteur a déjà publié une étude sur le prince-évêque de Bâle Jacques-Christophe Blarer de Wartensee, énergique réformateur de l'époque post-tridentine) fait plus que raviver le passé. En effet l'auteur a souci de replacer l'histoire de Lucelle dans le contexte général de l'Eglise tout entière (d'où le sous-titre évocateur du premier chapitre: «Le fond d'un tableau»). La vie interne de l'abbaye est éclairée à la lumière des coutumes et vicissitudes de l'Ordre cistercien, et ses relations externes à celle

du jeu complexe des mouvements politiques ou des conflits religieux des diverses époques. Un chapitre spécial regroupe tout ce qui peut intéresser l'archéologie, tandis qu'en dernier lieu l'auteur résume en une bonne synthèse le rayonnement de l'abbaye au cours des âges et rapporte ce que sont devenus les bâtiments après le départ des religieux. L'ouvrage se termine par la liste des 46 abbès de Lucelle (p. 299s), les notes justificatives (que l'historien de métier préférerait peut-être trouver au bas des pages), une énumération rationnelle des sources et de la bibliographie où sont négligés les travaux de peu d'importance (il eut été peut-être souhaitable de citer toutefois la courte brochure suivante, parce qu'elle fut la plus communément utilisée avant l'étude présente: A. MEMBREZ, *Grandeur et souvenirs. L'Abbaye de Lucelle*. Porrentruy, 1950), enfin un index des noms de personnes et de lieux et une table des matières détaillée.

Certains pourront trouver un peu exagéré le rôle attribué à Cluny (p. 11) dont le prestige, aux XI^e ou XII^e siècles, éclipse les autres réformes importantes, telles que celles de S. Gérard de Brogne, de Gorze, relevée en 33, de Richard de S. Vanne ou de Guillaume de S. Bénigne de Dijon. On aurait aimé plus de nuances sur l'influence qu'exerça la Règle de S. Benoît sur les nouveaux Ordres à tendance érémitique qui apparaissent parallèlement à Cluny, les Camaldules, Vallombreusiens et Chartreux (p. 12). Précisons encore que le grand jeûne monastique n'est pas observé en Avent et Carême seulement, mais du 14 septembre à Pâques (p. 38), que le schisme grec n'a pas été consommé depuis le milieu du X^e, mais du XI^e siècle, en 1054 (p. 8) et que l'union des Grecs et des Latins ne s'est pas réalisée au Concile de Ferrare en 1438, quand bien même les Grecs y fussent déjà présents, mais à celui de Florence le 6 juillet 1439 (p. 110). Ces remarques, on le voit, ne concernent pas directement Lucelle et l'ampleur du sujet excuse ces petites inexactitudes, relevées seulement par souci d'objectivité.

Il s'agit donc d'une étude sérieuse, bien documentée, attrayante et vivante, spécialement pour la période moderne. Les éditeurs de la *Nouvelle Helvetia Sacra* ne pouvaient mieux faire en confiant à M. l'abbé Chèvre la rédaction des notices de cette abbaye pour leur collection. L'ouvrage présent est déjà le fruit de ces travaux et la promesse d'une nouvelle réussite.

Depuis quelques années, Lucelle a repris vie. Les bâtiments restants ont été restaurés et aménagés en un centre de rencontres et de sessions. Ainsi Lucelle a retrouvé une âme que l'auteur souhaite en terminant – et il n'est pas le seul sans doute – redevenir un jour cistercienne.

FRANÇOIS HUOT osb

Hansjörg Wellmer, *Persönliches Memento im deutschen Mittelalter*. Anton Hiersemann, Stuttgart 1973. XII–148 S. (Monographien zur Geschichte des Mittelalters Bd. 5).

Diese der Philosophischen Fakultät der Univ. Freiburg i. Br. eingereichte Dissertation behandelt einen Teilsaspekt der Frage nach dem Aussagewert der nekrologischen Überlieferung für die politische, kirchliche und soziale

Geschichte der ottonisch-salischen Zeit, untersucht also das sogn. persönliche Memento, worunter sowohl Zeugnisse aus der privaten, von der Umwelt abgegrenzten Sphäre des Persönlichen als auch solche aus dem der Außenwelt mehr oder minder zugewandten Bereich persönlichen Lebens zu verstehen sind (S. x). Grundsätzlich darf festgestellt werden, daß sich diese Fragestellung lohnt: nicht nur konnte der Vf. eine klare Entwicklung von den karolingischen Anfängen über eine Neubelebung in der späten Ottonenzeit bis zum Versiegen dieser Quellengattung nach dem Investiturstreit herausarbeiten, sondern es gelang ihm auch zu zeigen, daß die Memento gelegentlich Einsichten in die privaten Überzeugungen der behandelten Persönlichkeiten ermöglichen, die aus andern Quellen nicht mit der gleichen Eindeutigkeit abzulesen sind. Allerdings sind hier der künftigen Forschung noch große Aufgaben gestellt, indem von Wellmers Durchblick aus möglichst viele weitere Memento-Einträge in Kalendarien und Obituarien gesammelt und interpretiert werden müssen und auch ein Vergleich mit den kollektiven Memento der Klöster, Cathedral- und Kollegiatskirchen angestrebt werden sollte. Denn Wellmer gibt – was durchaus sein Recht ist – für die von ihm erkannte Entwicklungslinie nur Musterbeispiele, und zwar so, daß er jede Epoche mit jeweils zwei Hauptgestalten charakterisiert und um diese herum die weiteren Zeugnisse mehr hinweisend gruppiert. Als repräsentative Gedächtnisträger werden Gozbold von Würzburg und Grimald von St. Gallen, Tagino von Magdeburg und Thietmar von Merseburg sowie Samuel von Weißenburg und Bernold von Konstanz besprochen. Dabei ist der Hinweis auf einen weiteren methodischen Ansatz des Vfs wichtig: aufschlußreich sind nicht nur die für das persönliche Memento festgehaltenen Namen, sondern auch diejenigen, die nicht erwähnt sind, obwohl der Gedächtnisträger nachweislich mit ihm in Verbindung gestanden hat. Hier lassen sich mit aller Vorsicht in Umrissen zwischenmenschliche Beziehungen ablesen, die oft neues Licht auf die Persönlichkeit des Gedächtnisträgers werfen.

PASCAL LADNER

Königsfelden. Geschichte, Bauten, Glasgemälde, Kunstschatze. Mit Textbeiträgen von Marcel Beck, Peter Felder, Emil Maurer, Dietrich W. H. Schwarz. Farbaufnahmen von Gerhard Howald. Vorwort von Michael Stettler, Walter-Verlag, Olten und Freiburg i. Br. 1970.

In den Fenstern von Königsfelden besitzt die Schweiz ein Kunstwerk ersten Ranges, das seine Existenz einer mindestens für unser Land ganz unvergleichlichen Geschichte verdankt. Der Königsmord von Windisch verlangte nach einer sühnenden Tat: die habsburgische Familie leistete sie selbst mit der Stiftung eines franziskanischen Doppelklosters, dessen tatsächliche Leitung für Jahrzehnte die hochangesehene Königin Agnes von Ungarn, die Tochter König Albrechts, übernommen hatte. So erhielt Königsfelden die dreifache Funktion des Minoriten- und Klarissenkonvents, der königlichen Residenz und der habsburgischen Grablege. Diese einzigartige Voraussetzung macht es begreiflich, warum in den österreichischen Vorlanden in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein Kunstzentrum mit

allerhöchsten Ansprüchen aufblühen konnte. Seinen – im Vergleich zum ursprünglichen Bestand – wenigen, aber hervorragenden Überresten gilt das hier anzuzeigende Buch.

Auf Initiative des Walter-Verlages haben sich die drei Zürcher Professoren M. Beck, E. Maurer und D. Schwarz sowie der Aargauer Denkmalpfleger P. Felder mit dem Fotografen G. Howald zusammengetan, um einen Bildband zu gestalten, der dem Leser solide, wissenschaftlich abgestützte Erkenntnisse und dem Beschauer einen erlesenen Genuß vermittelt. Der Historiker Marcel Beck rückt die Gestalt der in den vorderen Landen als eminente politische und moralische Autorität wirkende ungarische Königin ins rechte Licht und reinigt sie von den Verzerrungen eidgenössischer Historiographie. Peter Felder weist das auf der Triangulatur beruhende Konstruktionsprinzip der Klosterkirche nach, die das Schema der oberdeutschen Minoritenkirchen in besonders geistvoller Art erfüllt. In seinem brillant formulierten Beitrag analysiert Emil Maurer in wirklich erhellender Weise die Wunder der nach einem theologischen Gesamtplan angelegten Glasgemälde, die anschließend Dietrich Schwarz ikonographisch erläutert. In der Frage der Herkunft der völlig auf der Höhe der Zeit stehenden Künstler wiederholt Maurer die von ihm bereits früher vorgetragene, kaum widerlegbare These, daß mit großer Wahrscheinlichkeit Straßburg in Frage komme, wo am ehesten zwischen 1320 und 1330 die große Tradition der gotischen Glasmalerei Frankreichs mit der neuen, um Giotto eingeschlagenen Richtung der italienischen Monumentalmalerei zusammenfließen konnte, die beide in den Königsfelder Fenstern ihre deutlichen Spuren hinterlassen haben. Abschließend stellt Dietrich Schwarz die nicht minder wertvollen Überbleibsel des einstigen Schatzes vor, die nach der Reformation nach Bern verschleppt wurden: das aus dem Venedig des 13. Jahrhunderts stammende Diptychon des Königs Andreas von Ungarn und zwei ausgezeichnet erhaltene Antependien des ehemaligen Hochaltars.

Die zahlreichen farbigen und schwarz-weißen Abbildungen sind technisch vollkommen und werden durchwegs von einer treffenden Bildlegende begleitet. Den je nach Lichteinfall wechselnden, in seiner überaus feinen, farblichen Nuancierung zauberhaften Glanz der Glasgemälde vermögen sie freilich nicht ganz einzufangen; ihr unbestreitbarer Vorteil liegt eher in der Wiedergabe des kostbaren Details, das am Standort dem Betrachter verborgen bleibt. Die bis ins kleinste durchgehaltene Qualität, die musikalische Führung der Linien, die anmutsvoll jugendlichen Menschentypen, die noble Verhaltenheit der Mienen und Gesten, die uns auf all diesen Bildern begegnen, gehören ohne Zweifel zu den gültigsten Manifestationen des adeligen Geists der europäischen Gotik überhaupt.

CARL PFAFF

Josef Fellenberg, gen. Reinold., Die Verehrung des heiligen Gotthard von Hildesheim in Kirche und Volk. Bonn, Ludwig Röhrscheid Verlag, 1970. 412 S., 54 Tafeln und 5 Karten (Rheinisches Archiv 74).

Ausgehend von einer knappen Skizzierung der historischen Persönlichkeit Gotthards (Mönch in Niederaltaich, Abt von Hersfeld, Bischof von Hildes-

heim [1022–1038]), so wie sie sich in den beiden von Wolfher redigierten Viten fassen läßt, verfolgt Fellenberg den sich von Hildesheim über einen großen Teil Zentraleuropas ausbreitenden Kult gelegentlich bis ins 20. Jh. Dabei gelingt es ihm, verschiedene Kulträume und gleichzeitig auch die Mannigfaltigkeit der Verehrungsformen aufzuzeigen. Während in Hildesheim selbst der Gotthard-Kult schon um die Wende vom 12. zum 13. Jh. mehr oder weniger stagniert, wird er einerseits von Abt Donatian in den Bereich der deutschen Nordseeküste und von Erzbischof Eskil in den skandinavischen Raum übertragen und findet andererseits sowohl in den Führungsschichten der deutschen Ostkolonisation als auch in Erzbischof Adalbert von Mainz gewichtige Förderer der Verbreitung im Gebiet über die Elbe-Saale hinaus bzw. in der Gegend des Mittelrheins. Eine weitere Linie führt von Niederaltaich und Regensburg über Neutra nach Böhmen. Für den Bereich der schweizerischen Kirchengeschichte ist vor allem das Kapitel «Die Gotthardverehrung im italienischen und im süd- und westschweizerischen Kulturraum» (S. 167–237) wichtig. Danach darf nun als gesichert gelten, daß die Verehrung Gotthards durch die Zisterzienser nach Mailand kam und dort schon sehr früh, vielleicht noch vor der Mitte des 12. Jh., von den Humiliaten aufgegriffen wurde (S. 174); jedenfalls wurde Gotthard in das politische Programm der Mailänder Kirche einbezogen, als etwa Erzbischof Heinrich die Kirche und das Hospiz auf dem zu Beginn des 13. Jhs. eröffneten Paß 1230 unter das Gotthard-Patronat stellte und damit den erzbischöflichen Machtanspruch demonstrierte. Eine Reihe weiterer Gotthard-Patrozinien im Tessin, im Wallis und in Uri gehören ebenfalls in diesen Zusammenhang.

Am Schluß seiner Abhandlung bringt der Vf. ein 439 Nummern umfassendes alphabetisches Kultstättenverzeichnis, ein Verzeichnis der Kalender- und Festtage des hl. Gotthard, einige Hymnen, Sequenzen, Antiphonen und Responsorien sowie außerliturgische lateinische Reimwerke, in denen Gotthard vorkommt, eine Auswahl von Gotthardliedern und volkssprachlichen Hymnen und schließlich eine Zusammenstellung von Anrufungen des hl. Gotthard in Litaneien. Leider fehlt dem eine große Materialfülle bietenden Werk ein Register.

PASCAL LADNER

Rudolf von Ems, Alexander, Ein höfischer Versroman des 13. Jahrhunderts, zum ersten Male herausgegeben von Victor Junk, Leipzig 1928/29, reprographischer Nachdruck: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1970.

Rudolf von Ems, Dienstmann von Monfort, dessen literarische Wirksamkeit zwischen 1230 und 1250 liegt, gehörte dem staufisch-schwäbischen Dichterkreis um Konrad von Winterstetten an und trat durch mindestens fünf, zum Teil recht umfangreiche Werke hervor: Der gute Gerhard, Barlaam und Josaphat, Eustachius (verloren), Wilhelm von Orlens, *Alexander* (unvollendet) und seine Weltchronik (unvollendet). Mit dem «guten Gerhard», einem Werk, in dem ein Kaufmann, ein Bürger einer Stadt, zum Helden avanciert, betritt Rudolf dichterisches Neuland. Daneben bezeugt er ein erstaunliches Interesse für Geschichte vor allem in seiner Alexanderdichtung, die er nicht

als Roman, sondern als Geschichte verstanden wissen will. Das auf zehn Bücher bestimmte Werk – die Buchanfänge sollten ein Anagramm ergeben – bricht mitten im 6. Buch ab. Inhaltlich reicht es über die historische Anabasis Alexanders bis zum Tode des Darius und der Besiegung seiner letzten Anhänger im fernsten Osten. Interessant wäre die Fortsetzung mit der Schilderung der Züge nach Indien und an das Ende der Welt gewesen. Es gibt aber keine Handschriftenzeugnisse, die beweisen würden, daß das Werk über die bisher bekannte Grenze hinaus weitergeführt worden wäre. Es ist verdienstlich, daß die Wissenschaftliche Buchgesellschaft die immer noch maßgebende Junksche Ausgabe in einem Neudruck vorlegt. Nützlich wäre allenfalls ein kurzer editorischer Hinweis auf die in den letzten Jahrzehnten geleistete wissenschaftliche Arbeit zur Alexanderdichtung Rudolfs gewesen.

A. M. HAAS

Siegfried Leutenbauer, Hexerei- und Zaubereidelikt in der Literatur von 1450 bis 1550, Mit Hinweisen auf die Praxis im Herzogtum Bayern, J. Schweitzer Verlag, Berlin 1972 (Münchener Universitätschriften, Juristische Fakultät, Abhandlungen zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung, Bd. 3).

Schon immer irritierend ist für jeden Betrachter der mittelalterlichen Hexenprozesse die nicht leicht durchschaubare Vermengung der Zuständigkeit und Strafmöglichkeit sowohl der weltlichen als auch der geistlichen Behörden gewesen. Das Problem ist denn auch der Ausgangspunkt der vorliegenden Münchner Dissertation, die in einem ersten Ansatz die Vorwürfe begrifflich klärt, die man gegen die «Zauberer» und «Hexen» erhoben hat, in einem zweiten die Zuständigkeitsregelungen im Strafprozeß untersucht und in einem dritten Ansatz die Strafmöglichkeiten erkundet. Das alles sinnvollerweise in einem streng begrenzten Zeitraum von hundert Jahren: 1450–1550. Die damalige Überzeugung, daß Schwarzkünstler, Zauberer und Hexen nach den gleichen Grundsätzen zu behandeln sind, bringt es mit sich, daß an einer begrifflichen Ausgrenzung der Delikte kein großes Interesse mehr besteht. Es gibt aber immerhin ein reiches Inventar von Hexendelikten, das sich auf den Hexenflug, die Tierverwandlung und den Teufelspakt bezieht. Alte rechtliche Überlegungen dienen hier, die neue Auffassung von «Hexerei» zu definieren; das Delikt der *Ketzerei* wird von den (vornehmlich theologisch geschulten) Autoren immer schärfer in den Vordergrund geschoben, aber doch nicht mit der Hexerei identifiziert. Die Ketzerei ist ein in der Regel in der Hexerei enthaltenes Delikt neben anderen, den weltlichen Verbrechen. Diese Trennung von Ketzerei und weltlichen Verbrechen gibt allmählich Anlaß zur Kompetenzverteilung zwischen geistlichen und weltlichen Behörden. Die Inquisition nimmt sich der Ketzerei an, die weltliche Behörde der Hexerei.

Weit über die im engeren Sinn juristische Fragestellung hinaus bringt die Arbeit eine Fülle von kulturhistorisch und ideologiegeschichtlich bedeutsamen Details, welche das rätselhafte Phänomen der «Hexerei» in all seiner historischen und menschlichen Fragwürdigkeit beleuchten. A. M. HAAS

Hedda Roll, Hans Brask, *Latinsk Korresponens 1523*. Stockholm, Almqvist & Wiksell, 1973, 187 S. (*Acta Universitatis Stockholmiensis. Studia Latina Stockholmiensia XIX*).

Von Johannes Brask, dem Bischof von Linköping (1513–1527), ist unter der Signatur A 7 im schwedischen Reichsarchiv ein zum größten Teil von dessen Kanzler Hans Spiegelberg geschriebener Registerband überliefert, aus welchem der Vf. der vorliegenden Dissertation alle lateinischen Briefe und Notizen des ersten Jahres (Dez. 1522 bis Dez. 1523) kritisch ediert und kommentiert. – Die Bedeutung dieser Publikation liegt darin, daß die persönlichen Stellungnahmen eines der führenden Kirchenfürsten und Verteidigers der katholischen Konfession am Vorabend der Einführung der Reformation in Schweden sowie auch eines gewichtigen Politikers im entscheidenden Jahr der nationalen Erhebung, die zur Thronbesteigung Gustavs I. Vasa führte, wieder neu zugänglich sind. Es ist zu wünschen, daß der Vf. den größeren Rest dieses Registers in der gleichen Weise publizieren wird.

PASCAL LADNER

Archiv für Reformationsgeschichte, Beiheft. Literaturbericht. Jahrgang 2, 1973. Gütersloher Verlagshaus G. Mohn, 1973, 176 S.

Vorliegender Bericht mit durchgehend treffender Charakterisierung der angezeigten Literatur, bei den insgesamt 976 aufgeführten Titeln begnügt man sich nur bei wenigen mit den bibliographischen Angaben, stellt ein ausgezeichnetes Hilfsmittel dar. Auf diese Literaturberichte wird der Historiker nicht mehr verzichten wollen, zumal die Spanne zwischen Erscheinungs- und Berichtsjahr sehr klein gehalten werden konnte und weit unter dem bei laufenden Bibliographien üblichen Durchschnitt liegt. Wäre es nicht erwägenswert, künftigen Berichten ein Register (Autoren, Personen, Orte, Sachen) beizugeben, um die Benützung zu erleichtern, zumal die Gliederungsprinzipien auch in diesen Berichten nicht streng eingehalten werden konnten.

HERIBERT RAAB

Urban Pierius: Geschichte der kursächsischen Kirchen- und Schulreformation (Ms germ. quart. 91) der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz. Herausgegeben und eingeleitet von Thomas KLEIN. Marburg, N. G. Ehvert Verlag, 1970, 718 S.

Als Beitrag zur sogenannten «Zweiten Reformation» legt Klein im Foto-print-Sofortdruck die «Geschichte der kursächsischen Kirchen- und Schulreformation» des fast vergessenen Urban Pierius (1456–1616) aus Schwedt in der Uckermark vor. Pierius, der zunächst Professor an der Universität Frankfurt/Oder, dann Superintendent und Pfarrer in Brandenburg, seit 1581 in Küstrin, anschließend in Dresden gewesen war, hat sich als «Erzkalvinist» 1590 in Wittenberg für die «Zweite Reformation» eingesetzt. Nach seiner

Inhaftierung führt ihn sein Weg über Amberg in der Oberpfalz (1594–1598) nach Bremen, wo zwischen 1608–1610 das von Klein mit einigen Kürzungen edierte Autograph entstanden ist. Veröffentlicht werden sollte die Handschrift bereits durch Rudolf Hospinian in Zürich, der in seiner «Concordia discors» (1607) der Niederwerfung des Philippismus, der Geschichte Kur Sachsens zwischen 1571–1576 beträchtlichen Raum einräumt und sie dadurch hätte ergänzen können. Nach Hospinians Tod kam die Handschrift an dessen Erben und 1692 durch Antoine Teissier aus Nîmes, der mit einem Empfehlungsschreiben der Stadt Zürich in Berlin Unterkommen suchte, in die Bibliothek König Friedrichs I. von Preußen. Mit ihrer Edition wird eine interessante Quelle des späten 16. Jahrhunderts erschlossen.

HERIBERT RAAB

**Werner Vogler, Das Ringen um die Reform und Restauration der Fürst-
abtei Pfävers 1549-1637.** Sarganserländer-Druckerei, Mels 1972. xxi–149 S.

In dieser, der Universität Freiburg i. Ue. vorgelegten Dissertation versucht der Vf. die innere und äußere Entwicklung der Abtei Pfävers im Zeitalter der katholischen Reform darzustellen. Da eine Arbeit über Abt Rusinger (1517–1549) erwartet wird, konnte dessen Regierungszeit nicht in die Untersuchung einbezogen werden. Im Laufe der behandelten 88 Jahre zählt man für Pfävers neun Äbte, was deutlich auf die großen Schwierigkeiten dieser Benediktinerabtei während der damaligen Zeit hinweist. Lange Zeit vegetierte das Kloster nur als Institution am Rande des Abgrundes. Auch die Unterstützung und die staatskirchlichen Eingriffe der katholischen Schirmorte konnten die Reform nicht in Gang bringen; ja vielleicht vergällte gerade diese Einmischung den Pfäverser Äbten die Freude an ihrer Aufgabe. Die Wendung zum Bessern kam erst mit Nuntius Bonhomini, der 1579 mit aller Entschiedenheit den Fall Pfävers anfaßte. In der Folge wurde P. Johannes Heider von Einsiedeln 1580 als Administrator nach Pfävers berufen und später daselbst als Abt eingesetzt. Unter ihm konnte die Reform erstmals in Pfävers Wurzeln fassen. Aber der Erfolg der Erneuerung wurde bereits unter dem nächsten Nachfolger, Abt Michael Saxer (1600–1626), wieder in Frage gestellt, da dieser in religiös-diziplinärer Hinsicht völlig versagte.

Gerade hier bemühte sich der Vf. mit Erfolg, das Urteil über diesen Prälaten zu differenzieren: er zeigt eindrucklich, wie sich Abt Michael mit großem Eifer für die wirtschaftlichen und politischen Rechte seines Stiftes einsetzte, ja auch für die Anliegen der Gegenreformation in Graubünden großes Verständnis zeigte. Aber das alles fruchtete wenig, weil ein Kloster nur von innen, von der Treue zu seiner Aufgabe her gesunden kann.

Wiederum rettete der Nuntius das Kloster Pfävers aus der aussichtslosen Lage. Wiederum wurde ein Administrator, diesmal von Muri, angefordert. Dank seiner Kleinarbeit erholte sich der Konvent von Pfävers wieder, so daß er 1626 aus seinen eigenen Reihen einen neuen Abt, Jodok Höslin († 1637) wählen konnte. Unter ihm war der Stiftung das hl. Pirmin eine kurze Blütezeit beschieden, mit der auch die vorliegende Darstellung, in welcher viel

von menschlichem Versagen die Rede ist, einen verklärten Abschluß findet.

Wie bereits ausgeführt, behandelt der Vf. das mühsame Ringen um die Reform in Pfävers unter Berücksichtigung aller vorhandenen archivalischen Quellen. Man darf mit Recht annehmen, daß er manche verschollenen Akten gefunden und ausgewertet hat, was nicht zuletzt zur Revision verschiedener Vorurteile geführt hat. Dies ist für die Geschichtsschreibung über das Kloster Pfävers sehr wichtig, weil man im Hinblick auf sein tragisches Ende im 19. Jh. allzu sehr zu Pauschalurteilen geneigt ist. Man wird die Schwierigkeiten des Klosters nicht vereinfachend in seiner Verbindung mit dem Heilbad in der Taminaschlucht zu suchen haben, sondern vielmehr in dem Ringen, um aus dem Fahrwasser des Spätmittelalters und der Reformation herauszukommen. Damit bestätigt diese sorgfältige und spannende Dissertation das Ergebnis der bereits erschienenen ähnlichen Arbeiten über Reformversuche und Reformen in den schweizerischen Benediktinerklöstern des 16. und 17. Jahrhunderts.

P. JOACHIM SALZGEBER

Grete Mencenseffy (Hrsg.): Quellen zur Geschichte der Täufer, XIII. Band Österreich, II. Teil (= Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte, Band XLI.) Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1972, x u. 543 S.

Das Schwergewicht der vorliegenden Edition, welche für die Zeit vom 2. I. 1527 bis 22. XII. 1531 die Länder Salzburg, Vorarlberg und Tirol erfaßt, liegt eindeutig auf dem letzten. Von den insgesamt 746 Quellen werden nur die wichtigsten in vollem Wortlaut, die andern als Regest wiedergegeben. Die Editionsgrundsätze des ersten Bandes wurden beibehalten. Textgestaltung, Kommentar und Register sind sorgfältig. Es wird jedoch die Achtung vor der Leistung der Bearbeiterin die Frage nicht ausschließen dürfen, ob vom Ertrag her, nicht nur für die Geschichte der Täufer, die insgesamt schwerlich mehr als eine Randerscheinung im Zeitalter der Reformation gewesen sein dürften, sondern auch für die Landes- und Rechtsgeschichte derart umfangreiche und aufwendige Editionsprojekte gerechtfertigt werden können.

HERIBERT RAAB

Claus-Peter Clasen: Anabaptism. A Social-History, 1525–1618. Switzerland, Austria, Moravia, South and Central Germany. Cornell University Press, Ithaca and London 1972, xviii u. 523 S.

Klappentext und Titel des Buches versprechen zu viel. Ausgespart bleibt das niederländische und nordwestdeutsche Täuferium. Clasen beschränkt seine Untersuchung auf die mit dem Untertitel seines Buches anvisierten Probleme. Er will, «based strictly on facts» (S. xvi) das Täuferium verstehen «in the context of sixteenth century German society» und distanzieren sich von der mennonitischen Geschichtsschreibung, von einer ausschließlich geistes- oder theologiegeschichtlichen Betrachtung. Wenn man dem Verfasser auch nicht überall zustimmen kann – am besten scheinen mir die Ab-

schnitte «the Anabaptists and Society» (S. 152 ff.) und «the Hutterites» (S. 210 ff.) gelungen – wird man ihm doch dankbar sein müssen für die Fülle von Informationen und für die neuen Gesichtspunkte, die er aus gründlicher Kenntnis der Quellen und Literatur für eine Geschichte des oberdeutschen Täuferturns anbietet. Aus seinen Schlußbetrachtungen seien zwei Sätze hervorgehoben: «It appears that the Anabaptist leaders themselves did not expect the mass of mankind to accept their unusual doctrines, but aimed only at assembling small groups of pious believers, while government and law would continue to exist among unregenerate mankind» (S. 425). «However fascinating the Anabaptist movement was, it cannot be called more than a minor episode in the history of sixteenth century German society» (S. 428).

HERIBERT RAAB

Desiderius Gestermann OSA, Liber Mortuorum. Die Verstorbenen der rheinisch-schwäbischen Augustinerprovinz und der neuen deutschen Ordensprovinz 1650–1950. – Cassiciacum, Bd. XXV, Augustinus-Verlag, Würzburg 1972. 788 S.

Die rheinisch-schwäbische Augustinerprovinz, die mit Ausnahme des Konvents von Münnerstadt – Würzburg wurde 1818 aufgehoben und Münnerstadt einverleibt – in der großen Säkularisation von 1803 ihr Ende fand, umfaßte während ihrer letzten 150 Jahre 24 Klöster. Unter ihnen waren die bedeutendsten Erfurt, Freiburg im Breisgau, Freiburg i. Ue., Mainz, Münnerstadt und Würzburg. Auf Drängen der Krone Frankreich wurden 1764 die Klöster Bitsch, Colmar, Hagenau, Landau (Pfalz), Rappoltsweiler und Weißenburg von der rheinisch-schwäbischen Provinz abgetrennt und in einer neu errichteten Provincia Alsatiæ zusammengefaßt. Aus den Klöstern Breisach, Freiburg i. Br., Konstanz und Oberndorf mußte 1781 eine eigene vorderösterreichische Provinz gebildet werden. Für insgesamt 1805 Religiösen der alten Provinz, der beiden Abtrennungen, sowie der 1895 errichteten neuen deutschen Provinz bis 1950 und der Übergangszeit 1818–1895 bringt der vorliegende Band, nach Familiennamen alphabetisch geordnet, die wichtigsten biographischen Daten. Sie sind mit großer Sorgfalt und viel Hingebung an eine wenig attraktive Aufgabe aus den erhaltenen Quellen ermittelt. Für die Ordens-, Familien- und Ortsgeschichte ist das Werk ein wichtiges Hilfsmittel. Das für die Theologie- und Geistesgeschichte bedeutendste Mitglied des Ordens dürfte der Freiburger Dogmatiker Engelbert Klüpfel (1733–1811) gewesen sein (Nr. 712, S. 272). Kunstgeschichtliches Interesse kann beanspruchen der Fr. laicus R. Kessler (Nr. 691, S. 263 f.) wegen seiner Schreinerarbeiten für Banz, Münnerstadt und Trimberg. Erwähnung verdienen ferner P. A. Höhn (Nr. 587, S. 224–225) als Verfasser einer 1744 gedruckten Provinz-Chronik und Übersetzer Jordans von Sachsen, sowie P. J. Keppler (Nr. 684, S. 261) als Rektor der Universität Erfurt. Eine mit der Gesellschaft Jesu, den Benediktinern oder auch mit den Kapuzinern vergleichbare Bedeutung hat der Orden im 17. und 18. Jahrhundert nie erringen können. Freiburg und das Uechtland sind mit einer beträcht-

lichen Zahl von Religiosen vertreten. Es seien, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, notiert Franciscus Cantin aus Romont (Nr. 195) und P. Fulgentius Cantin (Nr. 196), P. Conradus Cottin aus Rechthalten (Nr. 212). P. Ambrosius Curton aus Romont (Nr. 216), P. Mauritius Déposieux aus Freiburg (Nr. 267), die Patres Leopoldus und Seraphinus Duto (Nr. 279, 280), P. Fride-ricus Erhard (Nr. 305), die Patres Jacobus und Pancratius Raemi (Nr. 1007, 1008), P. Posidonius Kohler (Roller) (Nr. 731), die Patres Angelus und Thomas Techtermann (Nr. 1323, 1324), alle aus Freiburg, sowie die Patres Blasius und Fulgentius Rappo aus Bösingén (Nr. 1012, 1013). Sorgfältig gearbeítete Register von mehr als 130 Seiten erschließen das Werk, die wissenschaftliche Lebensarbeit eines im August 1971 verstorbenen Ordensmannes.

HERIBERT RAAB

Michel Bernot, *Etude sur la vie religieuse de la campagne lorraine à la fin du XVII^e siècle. Le visage religieux du Xaintois d'après la visite canonique de 1687.* Nancy 1971, 156 p. (Annales de l'Est, Mémoire).

Les visites générales des paroisses prescrites aux évêques par le concile de Trente ont été un des moyens les plus efficaces de la restauration religieuse, avant et surtout après 1600. Les enquêtes menées à ces occasions ont donné aux prélats une vue plus claire et plus concrète de l'état de leurs diocèses et partout, les remèdes appropriés ont pu être appliqués au gré des besoins locaux. Les procès-verbaux de ces visites sont d'un grand intérêt pour l'histoire religieuse d'une région. Ils font maintenant l'objet de fréquentes recherches. Mais les documents conservés sont relativement rares, fragmentaires, leurs données souvent incomplètes. Ceux qui subsistent n'en sont que plus précieux; dépouillés et analysés avec soin, maniés avec prudence par des historiens avertis du sujet en générale, et c'est le cas pour l'étude qui nous occupe, ces documents permettent de dégager assez bien les traits essentiels d'un doyenné, en l'occurrence le Xaintois, que l'on situera aisément si l'on sait qu'il inclut la célèbre station thermale de Vittel. Du reste, après avoir indiqué ses sources et la bibliographie du sujet, l'auteur, dans un premier chapitre consacré au cadre et aux circonstances, replace bien ce sujet sur ses coordonnées historiques et géographiques.

Sauf exceptions rares, les évêques confiaient le soin de ces visites de paroisses à leurs auxiliaires, suffragants, vicaires généraux, ou doyens comme ici. Les procès-verbaux étaient établis sous forme de réponses à un interrogatoire type plus ou moins poussé. Les divisions de l'ouvrage correspondent aux trois lots de questions posées, éléments matériels du culte, c'est-à-dire les édifices avec leur mobilier, les objets de culte etc.), le clergé, puis les fidèles. Dans ce doyenné, les édifices, de dimensions et de style modestes, sont en nombre suffisant, bien entretenus, décentement pourvus du nécessaire en mobilier, vases sacrés, linges et vêtements liturgiques. Le soin particulier voué à l'autel, au tabernacle et à tout ce qui touche à l'Eucharistie révèle le respect et la dévotion caractéristiques que lui porte l'Eglise posttridentine. Le clergé est nombreux, jeune, sans problème quant au

recrutement; il est pieux et bien formé dans un séminaire alors assez récent; pas de grosses tares morales, mais tout-de-même des lacunes dans son bagage intellectuel et pastoral. Ce clergé digne est bien agréé des fidèles et en dépit du système du patronat pour la collation des bénéfices, la situation matérielle des curés et des vicaires est passable, encore que variable d'un lieu à l'autre. Les fidèles, on s'en doute, ne sont pas parfaits non plus; on note là les défauts de toujours et de partout, entorses à la charité, ivrognerie (la région agricole est aussi viticole), écarts moraux. Mais les populations sont croyantes, régulières dans la pratique; leur foi est peut-être assez formaliste, teintée parfois de superstition; elles sont très attachées à certaines formes de dévotion, la Vierge, saint Joseph, les confréries.

Le tableau qui ressort de ce travail est nettement favorable. Il importe cependant de noter que ce tableau est celui d'un doyenné de la fin du XVII^e siècle; il est le résultat d'un siècle et plus de travail pastoral, avec des temps forts sous l'impulsion de certains prélats plus conscients que d'autres de leurs obligations. Bien engagée avant la guerre de Trente Ans, la réforme religieuse dans ce diocèse lorrain de Toul fut relancée avec vigueur après cette guerre si ruineuse pour les régions qui en furent les victimes et le Xainthois avec la Lorraine furent du nombre de ces dernières.

Avec de nombreuses notes et leur complément bibliographique, le livre comporte une série d'annexes, cartes, tableaux statistiques, procès-verbaux types, le tout fort utile et aussi un index des lieux et des personnes qui en facilite la consultation. On peut affirmer que compte tenu de l'exiguïté du sujet, de son cadre du sujet, de la matière à disposition aussi, l'auteur a tiré le maximum du texte des documents.

ANDRÉ CHÈVRE

La Correspondance de Vincenzo Santini, Internonce aux Pays-Bas (1713–1721), hrsg. von Jaques THIELENS. (= *Analecta Vaticano-Belgica*, Deuxième Série Nonciature de Flandre XII). Bruxelles-Rome, Institut Historique Belge de Rome 1969, XXXI u. 415 S.

Von Anfang Oktober 1713 bis zu seiner Anfang Februar 1721 erfolgten Berufung auf die Kölner Nuntiatur hat Vincenzo Santini (1676-1728) als Internuntius in Brüssel gewirkt und zwar ohne die höheren Weihen zu haben (Subdiakonat und Diakonat erst am 2. und 9. Februar und Priesterweihe am 3. März 1721), was angesichts römischer Kritik an dem Verhalten des reichskirchlichen Primarklerus in dieser Zeit merkwürdig erscheinen muß. In seiner von Thielens in Regesten vorgelegten Korrespondenz mit dem Kardinalstaatssekretär Paulucci nimmt der Streit um Pasquier Quesnel und um die Bulle «Unigenitus» – von Papst Clemens XI. am 8. September 1713 publiziert – mit allen Konsequenzen für das Verhältnis von Kirche und Staat in den österreichischen Niederlanden den ersten Platz ein. Für die Geschichte der Nuntiatoren wichtig sind die Streitigkeiten über die Jurisdiktionsgrenzen zwischen der Fiandra und der Colonia wegen den auf südniederländisches Gebiet übergreifenden Teilen der Diözesen Trier und Lüttich. Umstritten war u.a. die Zugehörigkeit der Zisterzienserabtei Orval,

einer Hochburg des Jansenismus, zur Brüsseler oder Kölner Nuntiatur. Im Februar 1721 entschied Rom, daß Orval zur Colonia gehöre und wies damit dem Kölner Nuntius eine dornenvolle Aufgabe zu. Über die holländischen Missionen, die südniederländischen Diözesen, die Universitäten Löwen und Douai bringt der durchweg ausreichend kommentierte Band eine Fülle von Informationen. – An Corrigenda seien notiert: S. 13 fehlen für den kurtrierischen Gesandten Kaysersfeld in Den Haag die biographischen Daten. – S. 21 vermiße ich zu Nuntius Giovanni Battista Bussi einen Hinweis auf die einschlägige Literatur. – S. 116, Anm. 1 fehlt die Biographie von Gijsen über Nicolaus Heyendahl; sie wird erst S. 381, Anm. 2 aufgeführt. Girolamo Arhinto fehlt im Register; Königsegg, Löwenstein u. a. sind unter dem Buchstaben D. (De Königsegg usw.) zu suchen. Über den Baron «Sickenhausen directeur de la poste de Cologne» S. 390 schweigt sich der Kommentar aus. Wäre es nicht angebracht gewesen, die bereits, allerdings an entlegener Stelle, veröffentlichte Instruktion für Santini beizugeben?

HERIBERT RAAB

Marc Moser, Beat Fischer von Reichenbach 1641–1697. Begründer der Berner Post, Separatabdruck aus der «Verwaltungspraxis» Nr. 12/1972. 21 S. mit 6 Abbildungen, in -8°.

Ganz anders als gewohnt, bringt der Verfasser, der unermüdliche Pionier der schweizerischen Postgeschichte, in dieser Kurzbiographie keine eigenen neuen Forschungen. Vielmehr dienen seine Ausführungen der aktuellen Information über die wichtigste Persönlichkeit des schweizerischen Postwesens im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts, über Beat Fischer von Reichenbach, des Begründers der Berner Post. Anlässlich der Jahrhundertfeier des Weltpostvereins im Jahre 1974 soll ihm zu Ehren eine schweizerische Sondermarke gedruckt werden. Damit soll in Erinnerung gerufen werden, daß die Schweiz in der Fischer'schen Post auch so etwas wie das Reich in Thurn und Taxis hatte. Die Studie zeigt offen und klar in kurzen Zügen den Aufstieg von Beat Fischer von Reichenbach, und verfolgt über sein Grab hinaus den Erfolg seines Familienunternehmens bis zu dessen Ende im Jahre 1832.

Das schön illustrierte Heft möge mit seinem gefälligen Druck bei den Beamten dieses heute recht anonymen Dienstzweiges das Berufsethos neu stärken und bei der Bevölkerung die Anerkennung der Dienstleistungen der Post fördern.

P. JOACHIM SALZGEBER

Jean Dauvillier, Les Temps Apostoliques 1^{er} siècle. Histoire du Droit et des Institutions de l'Eglise en Occident, publiée sous la direction de Gabriel Le Bras, Membre de l'Institut. Tome II. Ed. Sirey, Paris 1970, xviii–744 p.

C'est à reconstituer les institutions chrétiennes, telles qu'elles ont existé aux temps apostoliques que s'est attaché le professeur Dauvillier. L'ouvrage qui en est résulté constitue par la rigueur de sa méthode, l'abondance de sa

matière et la clarté de son analyse une contribution majeure à la connaissance de l'Eglise du 1^{er} siècle. Il n'est donc pas trop tard pour en parler.

L'auteur décrit d'abord les cadres chronologiques, les cadres historiques et géographiques, puis les sources: chrétiennes, juives et païennes. Il examine ensuite la hiérarchie primitive, la structure des communautés chrétiennes, les moyens de sanctification, la justice dans les communautés, les finances de l'Eglise aux temps apostoliques, les rapports des communautés chrétiennes avec le judaïsme, le monde païen et l'Etat romain. L'acquis de l'âge apostolique forme la conclusion de cette étude savante.

En même temps qu'il fondait l'Eglise, le Christ a institué les organes essentiels de sa hiérarchie, le Collège des douze Apôtres et la primauté de Pierre. « Cette primauté, note l'auteur, suppose donc la collégialité du corps apostolique, sans lequel elle ne saurait exister ». La synthèse des deux principes constitue le fondement de droit divin de la constitution de l'Eglise. Après la défection de Judas, la hiérarchie, à laquelle appartient également saint Paul, se complète par la désignation d'un nouvel Apôtre (Matthieu), puis par l'institution des diacres et enfin par la création des presbytres. Mais l'Eglise n'est pas réduite à la seule hiérarchie. Elle a aussi des membres actifs qui participent à son apostolat: ce sont les laïcs, qualifiés par saint Pierre de « race élue », « sacerdoce royal », « nation sainte », « peuple que Dieu s'est acquis ». Les laïcs forment des communautés, elles-mêmes organisées, dotées d'une hiérarchie et intégrées dans un tout plus vaste, l'Eglise universelle qui englobe tous les chrétiens. L'incorporation au Christ et à l'Eglise est réalisée par le baptême. Le chrétien est affermi dans la grâce du baptême par la confirmation ou don de l'Esprit que le Christ avait promis à ses disciples. A ces deux rites de l'initiation chrétienne s'en ajoute un troisième, l'Eucharistie qui est le centre de la vie culturelle des premières communautés. Malgré les perspectives nouvelles apportées par la doctrine chrétienne, les membres de l'Eglise primitive ne constituent pas pour autant une « société de saints ». On rencontre des mésententes, des délits qui non seulement troublent la bonne harmonie des communautés, mais scandalisent les païens. Pour régler les différends, saint Paul prescrit l'arbitrage. Dans sa pensée, l'arbitre doit être choisi à l'intérieur de la communauté chrétienne, parmi les laïcs appréciés pour leur sagesse et leur impartialité. Dans les cas graves, cependant, à la condition que la procédure privée antérieure au procès (« correction fraternelle ») ait échoué, on aura recours à la justice spirituelle, c'est-à-dire à la justice relevant de la juridiction des Apôtres ou de leurs auxiliaires. Autre souci de l'Eglise naissante: les problèmes financiers. Les écrits apostoliques révèlent notamment que le régime financier est dominé par la notion de charité: assistance aux déshérités, entraide entre les Eglises, accueil au chrétien de passage ou au missionnaire itinérant, entretien du clergé. En ce qui concerne les rapports avec l'extérieur, l'Eglise primitive ne songe pas à une rupture avec le judaïsme. Ce n'est que progressivement que s'opère ce détachement. Il n'est, du reste, pas interdit aux chrétiens de fréquenter les païens. Enfin, les Apôtres reconnaissent à la souveraineté temporelle sa légitimité propre; ils recommandent le loyalisme envers l'autorité romaine.

L'Eglise du 1^{er} siècle était donc une Eglise visible, organisée, dotée de

règles juridiques et d'institutions. Certes, ces institutions présentaient des lacunes, mais «les assises fondamentales» étaient posées. La thèse selon laquelle les premières communautés chrétiennes vivaient dans l'anarchie est dès lors insoutenable. Ces conclusions du professeur Dauvillier ne sont pas le fait du hasard, mais le résultat d'une longue et minutieuse analyse des sources constituées essentiellement par le Nouveau Testament et, dans une certaine mesure, par les Manuscrits de la Mer Morte et par les écrits des historiens et des écrivains de l'Antiquité.

Une abondante bibliographie, des observations sur les cartes et sur les divisions de l'Empire, un index alphabétique complètent cet ouvrage d'une brûlante actualité, digne de méditation, pour tous ceux qui, aujourd'hui, «projetent dans le passé leur rêve de réformer l'Eglise en la dépouillant de tout ce qui est institutionnel et juridique». Mais ce livre s'adresse aussi aux spécialistes de l'Histoire du droit et des Institutions de l'Eglise; il constitue pour eux un ouvrage fondamental, un ouvrage de référence de premier ordre dont ils devront désormais tenir compte.

OSCAR GAUYE

HINWEISE

Guido Kisch, Judaistische Bibliographie. Ein Verzeichnis der in Deutschland und der Schweiz von 1956 bis 1970 erschienenen Dissertationen und Habilitationsschriften. Basel/Stuttgart, Helbing & Lichtenhahn, 1972. 104 S. – In Fortführung der vom selben Verfasser 1959 publizierten Fachbibliographie über die Dissertationen der Jahre 1922 bis 1955 werden hier weitere 500 zum Teil ungedruckte Hochschulschriften bis 1970 aus dem gesamten Gebiet der Judaistik registriert, soweit sie in Deutschland (hauptsächlich in der Bundesrepublik, nur wenig in der DDR), der Schweiz und für einige Titel auch in Österreich erschienen. Dabei betreffen 200 Titel, Bibel und Religion. Die Arbeiten zur Geschichte der Juden in Deutschland und der Schweiz sind weniger zahlreich als diejenigen zum Thema Antisemitismus; für die Schweiz sind Dissertationen zu aktuellen Fragen vorhanden (Schächtverbot, Fremdenpolizei, Mischehen, faschistische Bewegungen, jüdische Immigration während des 2. Weltkriegs). Sach- und Verfasserregister beschließen das Bändchen. Als Vorspann zur Bibliographie ist eine Übersicht Kischs über «Die deutsche judaistische Bibliographie seit dem 19. Jh.» in erweiterter Form aus der «Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte» 1970 wiederabgedruckt (S. 19–35) eine wertvolle Orientierungshilfe für jeden Historiker.

PETER RÜCK

Basler Bibliographie 1970, hergestellt von Ruth und Max Burckhardt-Menzi. Basel 1972. 84 S. (Beilage zur Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 71, 1971). – In Fortsetzung der seit 1935 erscheinenden, nun erstmals im Offset-Verfahren gedruckten Basler Bibliographie werden hier wiederum gegen 1300 Beiträge zur Basler Geschichte registriert, nach dem alten m. E. zu fein gegliederten Sachschemata.

PETER RÜCK

Angelus Walz, Bibliographiae susoniana conatus. SD. aus Angelicum 46 (1969) 430–491. – Jeder der sich künftig mit dem großen Dominikaner Mystiker Heinrich Seuse (1295–1366) beschäftigt, wird mit Vorteil diese sehr sorgfältig zusammengestellte Spezialbibliographie konsultieren.

Angelus Walz, Dominikaner und Dominikanerinnen in Süddeutschland (1225–1966). Freising, Kyrios-Verlag, 1967. 143 S., 4 Tafeln. – Wer sich in großen Zügen über die Entwicklung des Dominikanerordens in Süddeutschland, der Schweiz und Österreich orientieren will, greife zu diesem klar aufgebauten, gut lesbaren Bändchen des bekannten Dominikanerhistorikers.

Norbert Mussbacher S. O. Cist., Das Stift Lilienfeld. Wien, Bergland, Verlag, 1965. 64 S., 47 Abb. – Das kleine Bändchen stellt einen nützlichen Führer bau-, kunst- und ordensgeschichtlicher Art des bedeutenden niederösterreichischen Zisterzienserklosters dar.

Karl Schib, Wandlungen im mittelalterlichen Siedlungsbild rund um Schaffhausen. Schaffhausen 1970. 48 S. mit einer Karte (Beilage zum Jahresbericht der Kantonsschule Schaffhausen 1969/1970). – Diese knappe, aber höchst aufschlußreiche Studie zur Siedlungsgeschichte in der Gegend um Schaffhausen zeigt, welche Dörfer, Weiler und Höfe im Verlaufe des Mittelalters verschwunden sind und welche Bestand gehabt haben. Entgegen der Regel, die insbesondere von der französischen Siedlungsforschung aufgestellt worden ist, wonach Pfarreien nicht abgehen (vgl. Villages désertés et histoire économique XI^e–XVIII^e siècle, Paris 1965, S. 183ss), kann Schib auf die Wüstung von zwei Pfarreien – Schwarzbach und Barga – hinweisen und deren Ursache erklären.

PASCAL LADNER